Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 6

Artikel: Aus Ludwig Richters Tagebüchern
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664191

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hatte seine Situation sich ja wieder etwas gebessert. Man konnte doch leben und sich einmal im Jahr etwas frei machen, um in den Bergen die Freiheit zu suchen."

„Die Freiheit?", murmelte Hans, „es ist wohl so. Auch uns beschert der Alltag nicht Rosen, einen unzureichenden Erwerb und die Not, und man ist froh, einmal alles hinter sich zu haben und den Sturm zwischen sich und der Gesellschaft zu wissen." Leo lachte. Ihm schien das Gespräch zu philosophisch zu werden. „Gesellschaft? was kann die dafür, daß wir hier oben sitzen, und was kann sie dafür, wenn wir demnächst in höchst aufgeräumter eigener Gesellschaft hier zusammen feiernd sitzen?" Und damit pflanzte er eine große Kerze aus seinem Sack auf einem blechernen Unterteller auf, zündete sie an und machte sich hierauf an der Lampe zu schaffen, um diese zu besserem Leuchten zu bringen. Vor den Fenstern heulte unentwegt der Sturm, aber diese schlossen gut. Und als die Beleuchtung funktionierte, tauchten noch allerlei Eß-Überraschungen aus den drei Säcken auf, im Herd prasselte das Feuer, eine behagliche Wärme verbreitend, und in großer Zufriedenheit streckten die drei auf so eigenartige Weise wieder Zusammengekommenen ihre Beine unter den Tisch und begannen, den Weihnachtsabend miteinander zu feiern. Fern der Kultur, dem Reichtum, der Not und den menschlichen Stürmen, nah der Natur und ihrem ewigen Rhythmus, der in Sturm und Gefahr, in Sonnenglanz und Firneleuchten die Menschen zusammenführt, um sie zu Kameraden zu machen und ihr einsames, aber zufriedenes und schönes Weihnachtsfest feiern zu lassen.

Aus Ludwig Richters Tagebüchern.

Rom, 24. Dezember 1824.

Heute ist die Eröffnung der heiligen Türen in der Basilika und großer Spektakel. Ich bleibe zu Hause und arbeite. Ich weiß nicht, welche Sehnsucht mich ergreift, welche Wehmut an diesem heutigen Tage. Ach, wie herzlich wünsche ich Nachricht aus der Heimat! Nachmittags war ich allein auf der Passeggiata; es war leer und ein kalter Nordwind wehte; verlangend sah ich nach den Bergen. Alle Glocken tönten, das Fest am St. Peter ging an.

Ich aß mein schmales Abendbrot in der Kneipe und ging bald nach Hause; denn es mußte um 7 Uhr geschlossen werden. Hier saß ich nun allein, recht wehmütig gestimmt; denn ich dachte an die liebe Heimat. O, hätte ich doch ein kleines Stündchen in Dresden sein können, um unerkannt durch die nächtlichen Gassen zu laufen und die erleuchteten Fenster zu sehen! Dann wäre ich auch nach dem Dohnaischen Schlage hinausgerannt und hätte dort gelauscht, was wohl der Geliebten beschert wird.

Rom, 25. Dezember 1824.

Ein recht heller, schöner Tag. Es wehte eine frische Tramontane, und die Gebirge liegen voll Schnee; ich arbeitete in meinem warmen Stübchen, und es war mir ein süßer Gedanke, mit jedem Strich auch meinem innigsten Wunsche, der Rückreise nach dem geliebten, teuren Vaterlande näher zu kommen. Dort kann ich diese alten schönen Feste recht innig begehen unter lieben Freunden oder an der Seite der Geliebten. O, die schönen, süßen Zeiten! Nein, so hohe Reize auch das hiesige Leben haben mag, es hat nichts für den Verlust unserer alten, heiligen, herrlichen Gebräuche zu bieten; und überhaupt schon die Entbehrung deutscher Sitten und Gebräuche muß den Deutschen kalt und endlich schlecht machen; ich fühle recht, wie alle fremden Sitten schädlich wirken. Jedes Volk muß Sitte, Gebrauch und Gesetz aus sich selbst entstehen lassen, es wird immer das Passendste und Beste bleiben.

Rom, 25. Dezember. Abends.

Ich saß allein in der Dämmerung im Audium vor meinem Bilde, labte mich in schönen Erinnerungen selig verlebter Zeiten in der Heimat, schwärmte in Zukunftsträumen, sang und pfiff allerhand durcheinander, wie es die sehnsüchtige Stimmung gab und schürte die Glut im Fokone, welcher vor mir auf dem Stuhle stand. Der kalte Abendhimmel mit seinen schimmernden Sternen schien so recht feiertäglich zum kleinen Fenster herein, und mir war's so herzlich wohl. Und wie ich so das holde, süße Leben betrachte, wie gütig und weise mich Gott bisher geleitet, da durchdrang mich ein wunderbarer Feuerstrahl glühender Begeisterung, und ich sandte meine tiefe Anbetung meinem hohen Vater nach den glänzenden Sternen.

Schönheit, der Abglanz des göttlichen Geistes, wird in jedem Gewande die reinen Gemüter mächtig ergreifen und sie veredeln, indem sie das Göttliche auch in sich fühlen; deshalb ist

gar nicht nötig, ja sogar nicht recht möglich, daß ein echtes Kunstwerk eine Moral enthalte. Moral ist für den Körper, der noch in der Sünde lebt, Schönheit aber zur Erweckung des göttlichen Funkens in unserem Geiste, der, so oft übertäubt, nur schläft, und dieser reine Funke, das Göttliche im Menschen, bedarf der Moral nicht.

Jedes schöne, edle Gefühl, weil göttlichen Ursprungs, wird ewig sein, wie unser Geist, wenn es auch in diesem Leben durch trübe Einwirkung betäubender Widerwärtigkeiten verschwinden sollte, es wird in einem besseren Leben wieder erscheinen, heiliger und herrlicher noch, weil es von der drückenden Hülle befreit und gereinigt ist.

25. Dezember 1868.

Heute am ersten Feiertag war ich in der Kirche. M. predigte über das Evangelium der Geburt Christi. Ich finde schon längst gerade in dieser Geschichte der Geburt (die mit ihren wunderbaren Erscheinungen, da sie das größte Wunder, das Christkind, umgeben, damit eigentlich nicht wunderbar, sondern natürlich erscheint) die höchste Poesie verkörpert. Und muß nicht die höchste Wahrheit auch die höchste Poesie sein? Kann die geoffenbarte Wahrheit Prosa sein, nüchtern und trivial? Dann hätten die Materialisten das Recht auf ihrer Seite und die seichte Philosophie des Tages. Und was ist denn wahre Poesie? Die Verklärung des Lebens, das Ideale, das Ursprüngliche und Originale, während das Wirkliche an sich dazu sich verhält, wie die Kopie zum Original. Das Wirkliche ist nur schön, indem es vom Ideal berührt und dadurch bedeutend wird.

25. Dezember 1870.

Das Elend des Krieges wird tief empfunden, und die Sehnsucht nach Frieden ist der einstimmige Wunsch aller. Die Opfer und Anstrengungen sind ungeheuer. Es wird sehr viel getan, um das Elend zu mildern.

„Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden!" Beides möge doch volle Wahrheit werden! — Die Ihn aber aufnahmen, lebendig und wahrhaft, im Herzen und im Leben, waren immer nur wenige, und bei ihnen wird ja das Wort stets seine Erfüllung finden. Geht unser Volk, geht die Richtung unserer Zeit dieser Erfüllung mehr entgegen, oder entfernt sie sich davon? — Komm, und bleibe bei uns, Herr Jesus Christ!

Aus den „Jugenderinnerungen".

Von Wilh. v. Kügelgen.

Weniger nachteilig als die lebendigen Schauspieler wirkte in konsumtiver Beziehung ein großes Marionetten-Theater. Etwas Vollkommeneres war noch nicht gesehen worden, und jedermann, der Zeit und Muße fand, ergötzte sich daran.

Wir Kinder hatten noch niemals ein Theater gesehen; aber obgleich wir nicht recht wußten, was da vorgehen würde, erwarteten wir doch immer etwas recht Erkleckliches, dem vielen Geld entsprechend, das man für uns an der Kasse gezahlt hatte. Auch sprachen uns der dekorierte Saal, der Kronleuchter, die vielen Menschen und der schön bemalte Vorhang, den wir für eine Wand hielten, schon recht an. Ich nahm die Vereinigung dieser Dinge für die Komödie selbst und saß in der behaglichsten Stimmung auf meiner Bank. Beim Beginn der Ouvertüre sahen mein Bruder und ich uns bedeutungsvoll an. Wir fanden, daß eine Komödie ein Staatsvergnügen sei.

Wer aber beschreibt unsere Überraschung, als es nun klingelte, die bunte Rückwand vor unsern Augen aufrollte und dem Blicke freie Aussicht auf die herrlichsten Paläste gestattete. Wir sahen abwechselnd Jerusalem und Bethlehem, denn das Stück stellte den Bethlehemitischen Kindermord dar. Ich war ganz wie bezaubert. Das Unnatürliche und Steife in den Bewegungen der Puppen störte mich nicht. Vielmehr war es mir ausgemacht, daß diese Würde und Einfalt der Manieren vor zweitausend Jahren wirklich gang und gäbe gewesen sei. Auch ist es nicht zu leugnen, daß die Volkspoesie der Puppenspiele wegen ihres fürchterlichen Ernstes und ihres Mangels an spielender Reflexion sich der Großartigkeit des alten Heldenliedes nähert. Wie prächtig war dieser dunkelrote König Herodes! Wie zermalmend sein Grimm, als er sich vom Throne erhob und zornig mit seinem Reichsapfel Fangeball spielte. Und wie rührend sah es aus, als die beklagenswerten, in tiefe Trauer gehüllten Mütter ihre Kinder zur Schlachtbank führten. Es war ein langer Zug, den das Orchester mit einem sanften Trauermarsch begleitete. Ohne Aufhören und Ende